

# SIMPLICISSIMUS

Zum Tag der Wehrmacht

(E. Thöny)



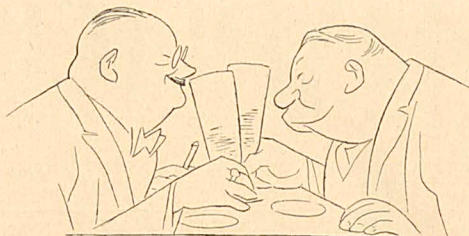
Nichtswürdig ist die Nation,  
die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

# Beim Bier

(Karl Arnold)



„Fragt mi' oana, was i liaba hab, a Forell'n oder a Renk'n, na muaß i sag'n: A Kalbshax'n.“

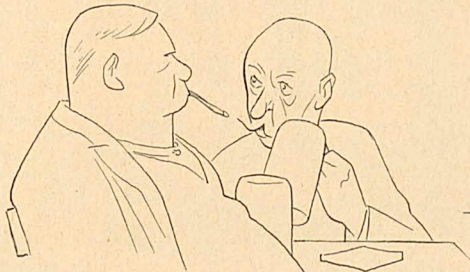


„Seit s' nimmer von d' Mainlinie red'n, kummt ma d'hinter, daß d' Preiß'n a Leit san.“



„Ur haben gehabt die Prohibiechn, es war furchtbarlich.“ — „Dös glaab i gern, Herr Nachbar. A Inflation laßt si' überleb'n, aber a Prohibition wirt 's stärkate Volk um.“

„Bildung, meine Herren, ist ein relativer Begriff.“ — „Na und was hoabt nacha relativ?“ — „Das zu wissen ist eben Bildungssache.“



„I sag biß dös: Mancher is in jeder Beziehung a Rindviech!“ — „Sag' ma glö: A Rindviech is a jeder in mancher Beziehung.“



„Leerst so a sechs volle Maß, wirst voll — bist voll, wirst leer.“

„Wir haben selbst keine Streichhölzer“, rief die Herzogin und schlug das Küchenfenster wieder zu.

Herzog Filiberto blickte vom Spinatputzen auf, entblößte die runden Augen von der Sonnenbrille und sagte treuherzig: „Doch, Teresa, ich habe noch drei.“

Die Herzogin (zweieinzwanzig Jahre) stemmte die kleinen Fäuste in die Hüften, von denen ein schotfisches Röckchen bis zu den Knien herabhing.

„Wer verfügt hier über die Streichhölzer, du oder ich? Wer soll den Kram zusammenhalten? Du vielleicht? Madonna mia!“

„Drei Streichhölzer sind doch schließlich kein Grund, um zu ...“, murmelte Herzog Filiberto (dreieinzwanzig Jahre) und warf verwirrt die Stiele statt der Spinatblätter in einen zerbrochenen Blumentopf, der als Schüssel diente.

„E, e, e!“ rief die Herzogin, um Zeit zu gewinnen. „E, e, e! Graf San Felice hat sich erst gestern von der Marchesa Bordighera zehn Lire geliehen, und da schickt

er zu uns nach Streichhölzern? Du solltest deine Freunde besser erziehen.“

„E vero“, sagte Andrea laut, „stimmt.“ Andrea, der Dorfidiot und Sommerferiendiner (eineinzwanzig Jahre) lag tief vergraben in dem einzig vorhandenen Sessel und stierte buchstabierend in die Zeitung. Der Herzog errötete. „Es ist Zeit, daß der Hund rauskommt“, sagte er.

Andrea gähnte laut und steckte die Zeitung unter den Sessel. „Pasqualina“, rief er, „Pasqualina!“

Pasqualina (eineinhalb Jahre) stürmte herein. Sie stemmte die abgesägten Beine bremssend gegen die Fliesen, ließ aus dem spitzen Maul die herzogliche Zahnbürste fallen und verbellte sie mit steifen Ohren.

Andrea nahm die Zahnbürste, hielt sie unter seine lange Nase, machte „tü, tü, tü“ darauf und warf sie in eine Ecke. Pasqualina, kugelnd vor Wonne, tobte hinterher.

Der Herzog lachte scheppend, die Herzogin stürzte sich auf den Gemahl. „Filiberto, wie oft habe ich dir gesagt, du

soltest die Zahnbürste auf den Kleiderschrank legen. Das Tier kann nicht wissen, was es darf und was nicht.“

„Auf dem Schrank liegt zuviel Staub“, sagte Herzog Filiberto würdevoll. „Aber ich habe mir etwas anderes ausgedacht. Wenn ich die Rolle von der Zisterne an der Zimmerdecke festmache, eine Schnur darüberlege und die Zahnbürste nach Gebrauch hochziehe, kann Pasqualina nicht ran.“

Herzog Filiberto blickte träumerisch zur Decke. Die Herzogin preßte verzweifelt alle zehn Fingerspitzen gegen ihr rosa Stirmband.

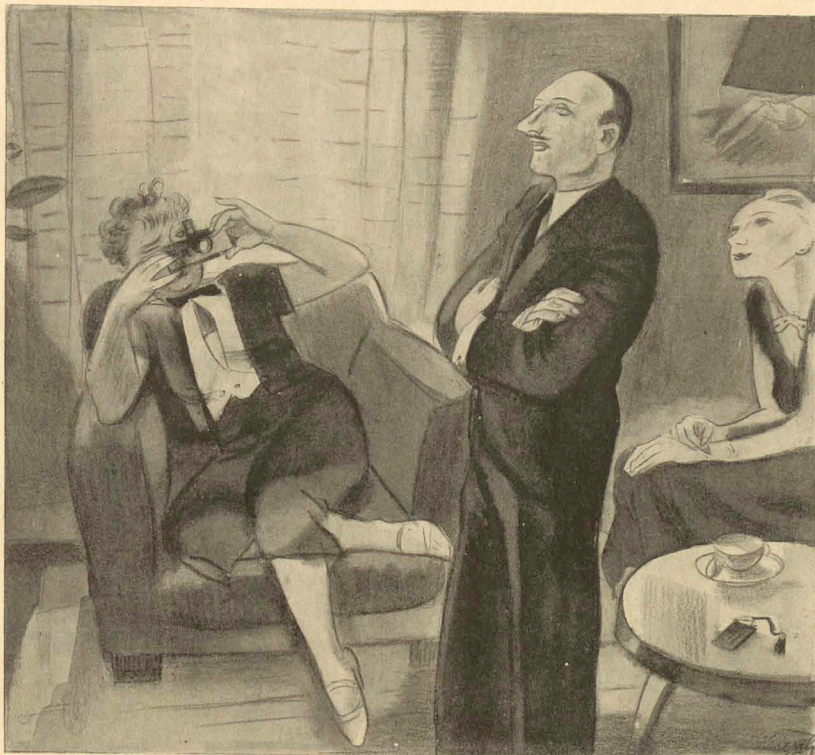
„Die Rolle von der Zisterne“, jammerte sie. „Und wie soll ich Wasser ziehen?“ Der Herzog schob die Sonnenbrille herauf und herunter.

„Vielleicht geht es auch mit einer Rolle aus dem Toilettenpapier“, meditierte er.

„Erstens ist kein Toilettenpapier mehr da, und zweitens habe ich einen Idioten geheiratet!“ erklärte Herzogin Teresa abschließend. (Schluß auf Seite 293)

## Motivjagd

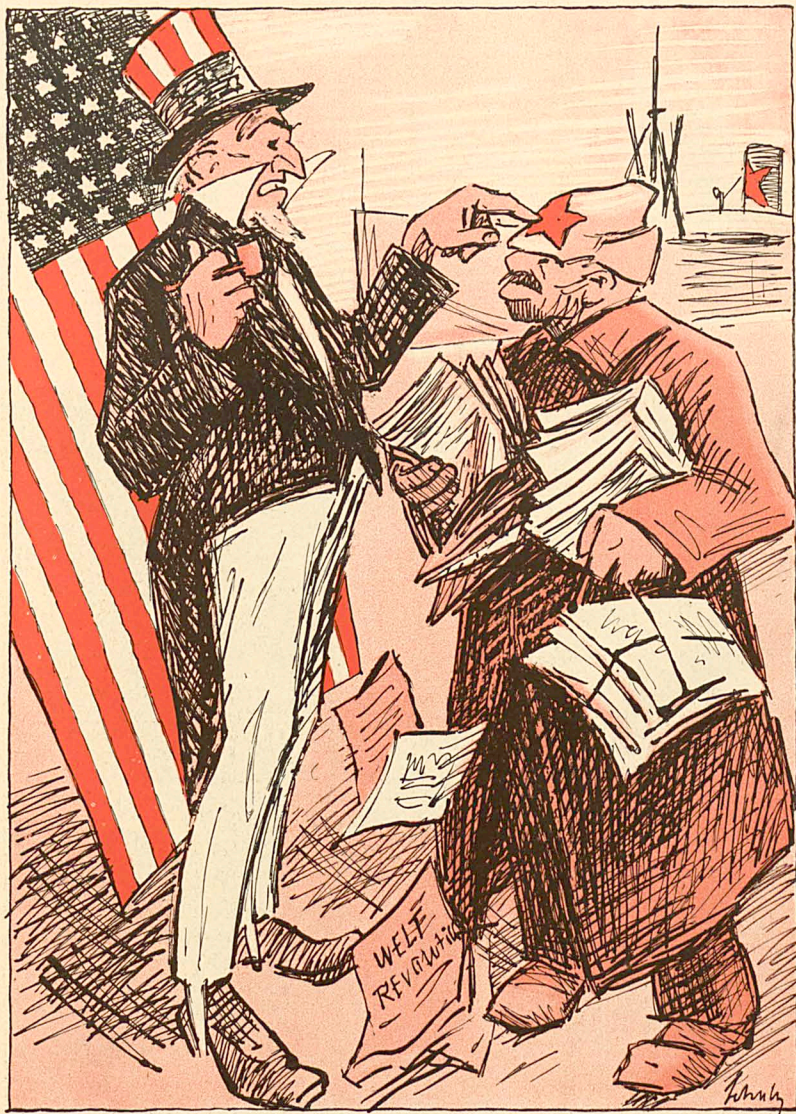
(R. Kriesch)



„Paßt auf, Kinder, das wird eine ganz moderne Aufnahme! Mehr als Egons Nase krieg' ich nämlich nicht ins Objektiv!“

# Onkel Sam protestiert

(Wilhelm Schulz)



„Hände weg! Unser Sternenbanner ist nicht dazu da, daß du ihm nun heimlich auch noch deinen Sowjetstern anflickest!“

## Das Erbe im Süden

(Schluß von Seite 29f)

Herzog Filiberto beugte sich wieder über den Spinnat. Von der Terrasse klang Gebell und Gebrüll herein, die Begleitmusik zum frühlichen Spiel mit der Zahnbürste. „Ich möchte wissen, wozu wir den Andrea haben“, revoltierte Herzog Filiberto ruckartig.

„Das müchtest du wissen? Das müchtest du wissen?“ Herzogin Teresa schrie es. „Wer soll denn die Einkäufe machen, e? Du bist zu feige dazu, und ich habe wirklich keine Lust, mich in blamabler Weise mahnen zu lassen.“

„Post!“ rief eine geborstene Stimme. Draußen stand der Briefträger und zerföhl in der Sonne. Frau und Tochter umstehen ihn assistierend. Der Portalettiere wischte sich mit einem getupften Tuch unständlich den Schweiß, kramte sein Häuflein Briefe dreimal Stück für Stück durch und fischte schließlich zwei heraus. Herzog Filiberto durchsuchte die Taschen seiner kurzen Hose vergebens nach Trinkgeld und drückte dem Mann herzlich die Hand.

„Von der Steuer“, sagte er zur Herzogin, ließ den diesbezüglichen Brief uneröffnet in den Elmer fallen und vertiefte sich in den anderen. Herzogin Teresa sah neugierig herüber.

Pfötzlich warf Herzog Filiberto die Brille fort und setzte sich. Er las murrend. Dann sagte er deutlich: „Schwer erkrankt.“ Er schlug sich auf den Schenkel. „Schwer erkrankt.“ Verhalten! Jubel kam an seine Stimme. „Im Krankenhaus.“

„Wer?“ fragte Herzogin Teresa ängstlich. „Mit ihrem Ableben muß gerechnet werden.“ Der Herzog rief es begeistert. „Wörtlich, Teresa, wörtlich. Mit ihrem Ableben muß gerechnet werden!“

Die Herzogin rüttelte ihn an den Schultern. „Hast du den Sonnenstich, oder was?“

„Darmbluten!“ schrie Herzog Filiberto glücklich und sprang auf. „Tante Filomena stirbt. Mit achtundachtzig Jahren hält man das nicht mehr aus. Bei Darmbluten“ Ausgeschossen. Terem temtem . . .“

Herzog Filiberto tanzte. Dann hielt er inne und vernagelte sich.

„Madame, ich bin ein Erbe: achttausend Lire. Aber da ist noch so ein dämliches Fremdwort. „Re . . . Retro . . . Rektoskopie. Wo ist das Lexikon? Rekti . . . Rekti . . . Rektum . . . steht nicht drin. Muß ein Verfahren sein, oder so. Das könnte, schreiben sie, vielleicht noch helfen.“

„Womöglich eine kostspielige Behandlung?“ meinte die Herzogin miträuschlich und nahm den Brief.

Der Herzog runzelte die Stirn. „Ich hoffe, man wird mein Geld nicht, in eine so aussichtslose Sache stecken.“

„Mensch“, jaultzte die Herzogin, „Mensch, sie ist ja schon tot! Hast du das PS, nicht gelesen?“ Sie deklarierte: „In diesem Augenblick erhalten wir die traurige Gewißheit, daß Tante Filomena bereits das Zeitliche gesegnet hat.“

Zwei Stunden später wußten es alle im Ort: Herzog Filiberto hatte „achthunderttausend“ Lire geerbt!

Die Gratulanten drängten durch die Tür. Kinder der Gläubiger kamen mit Blumensträußen. Der Kolonialwarenhändler schickte Gämselbergsapote und alten Vermouth zur Ansicht. Die Mitglieder der Malerkolonie boten Grammophone und Paddeboote zum Kauf an; ein völlig Verzweifelter offerierte die eigenen Bilder.

Die Frau des Bürgermeisters (seit drei Jahren neunundzwanzig) kam ganz, ganz zufällig vorbei. Sie flötete: „Das Glück

## Die Rache

(R. Kriesch)



„Daß i zuhaus bleib'n muuß, macht nix, daß i di' o'ziagh'n muuß, aa net; und um wiavel Uhr daß d' hoamkimmst, is mir aa gleich — aber oans sag i dir: ausziagh'n muußt di selber!“

komm über Nacht“, worauf Marchesa Bordighera (über jedes Alter längst hinaus), die die landfremde, aus kleinen Verhältnissen stammende Bürgermeisterin innerlich „eine Person“ nannte, mit Bärenstimmte zum Fenster hinaussprach: „Ja, ja! Das Glück kommt beim Übermachen!“ In einer Ecke beriet Herzog Filiberto mit dem Architekten den Bau eines Sommerhauses „mit eigenem Strand“. In einer anderen erschnitzte sich Herzogin Teresa mit den Schneiderinnen. Zwischendurch hatte sie den großartigen Einfall, dem Grafen San Felice eine Schachtel Streichhölzer zu schicken, mit vielen Entschuldigungen für das „Missverständnis“. Andrea kaufte alle erreichbaren Feuerwerkskörper zusammen und entledigte sich summarisch des Auftrags, jedermann unverzüglich einzuladen.

Die Bläserkapelle des benachbarten Städtchens war im Amarsch. Der Bürgermeister, der an einem heftigen Sprachfehler laborierte, beschwor den Arzt mit flehenden Gebärden, ihm die Festrede abzunehmen. Fünf Grammophone waren bereits in Tätigkeit, und die Maler hatten sich, ehe der Wein eintrat, vorsorglich aller Gläser bemächtigt.

Das Fest entwickelte sich spontan. Die Blechmusik im Garten spielte nach maßgeblicher Aussage des Dirigenten, eines verstockten Greises, Verdi: ununterbrochen Verdi. Die Maler aber traten in unvergleichlich rascherem Tempo. Die Einheimischen aßen die Gämselber. Der Doktor, eine Flasche alten Vermouths in der Faust, bemühte sich vergeblich, die Skizze seiner Rede zu entziffern. Andrea brannte

Raketen ab und verletzte sich, einen Bäcker, sowie den Amtsreiber leicht. Schon waren die Dinge so weit gediehen, daß eine anwesende Amerikanerin Betty einen dionysischen Anfall erlitt, als Herzog Filiberto ein inneres Röhren verspurte. Er hatte zuviel durcheinander genossen. Auf gut Glück fischte er ein Papier aus dem Küchenschrank und begab sich ans Ende des Ganges.

In der Stille des Ortes erwies es sich, daß er den Brief der Steuer in Händen hielt. Der Herzog trach ihn. Vor seinen selbigen Blicken formierten sich die Buchstaben allmählich zu Worten, und die Worte zu einem Sinn. Dieser Sinn besagte:

„In Anbetracht ihrer seit zwei Jahren straffälligen Steuerschuld, sowie in Ansehung des Umstandes, daß Sie im Sinne der Reputation ihrer Familie zweifelsohne den Wunsch hegen, die charitativen Bestrebungen zu unterstützen, werden wir den nach Abzug der anfallenden Beträge verbleibenden Rest Ihres Erbteils der Erziehungsbeihilfe für Waisenknaben zu teilen.“

In diesem Augenblick intonierte die Musik einen brausenden Tusch, und die frohe Menge der Gläubiger brach in den Jubelruf aus: „Es lebe der Herzog!“

Ertrübt verließ Herzog Filiberto eine Stätte, an der er den Anspruch auf achttausend Lire hatte fallen lassen.

Am andern Morgen klopfte Andrea beim Grafen San Felice mit schönen Grüßen von der Herzogin Teresa. Ob er die geliehenen Streichhölzer wieder mitnehmen könnte.

## Insulinde / von Hans Leip

Diele Inseln liegen im Winde hinter Donda head gegen Osten.

Diele Schiffe fahren gen Insulinde, und wer Glück hat, kommt auf feine Kosten.

Kam einer von Bord und ging vorbei, summt von Schöne und Hamburger Bier, stieg aufwärts im Urwald und ließ mancherlei an Landtschaft, Bauwerk, Mensch und Götter.

Schwal find die Nächte am Tobafae.

Es sang eine junge Batafraw fonderbarer als die schöne Kilofoe.

Am Moxgen fuhr sie zurück mit der Drau.

Marga, so heißt die morgende Sippe, muß ist dagegen alles Gebot der Käffe.

Manche morgenprahlende Lippe schweigt noch vor der Sonnenröße.

Zu Penang grinst ein gelbes Gesicht, blau fand der Schatten der Hafensposten, Silber flirte, Schnaps gligte im Kist, ein Dampfström und fuhr weiter nach Osten.

Ob es Sumatra oder sonstwo war, zwischen Sädje und Singapur ströhnd der Monfun manch helles und dunflres Haar. Das Schönste bleibt, daß man sich sehnt.

# Dem Mann, der das Lachen verlernt hatte

schenkt man eins der soeben in den Handel gekommenen  
**5 Simplicissimus-Sammelhefte**  
je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM —,60 zuzügl.  
30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Hefen und mehr portofrei.  
**Simplicissimus-Verlag • München 13**  
Postcheck München 5802 und bei allen Bahnhofsbuchhändlern.

## Helgoland-Vision / Von Edmund Hoehne

Und plötzlich stoßt das Schiff in lauter Quallen.  
Wo sonst ein Meer war, schauet ein dichter Brei  
von Gallertgloben, sah wie Wasserglas.  
Sie waren immer da, unangenehm,  
doch nie so frech und nie in solchen Massen.  
Die Schraube stößt, soviel sie auch zerfetzt,  
zuletzt schonmt in dem lebend'gen Schleim;  
die Flügel sind unstrikt von Rudern,  
der Ahsengang schrammt fest im Fangbarthaar  
der tausend Toten dieses Quallenreigs.  
Welch wild Frohlocken ihrer Paddelgewellen!  
Vor uns der Fels; doch geht die Fahrt nicht weiter.  
Wir taumeln wie die Flügel auf dem Honig,  
die ihre Flügel nicht genug bedachte.  
Das drängt und schiebt — und plötzlich, o Entsetzen,  
schnell sich solch Auchtler in die Lüfte hoch,  
klebt sich an unsern schönen Schiffes Bord  
und rauscht in seiner eignen Schmelzenapen  
zu uns auf Deck. Vielhundert gleiche folgen,  
dazu Polype, Seesterne, Egelbrut und Meerbold  
samt Nesselwelse, Katzenhai und Sandbott,  
der, kaum auf Holz, sehr rasch die Farbe wechselt  
und Maserung markiert auf seiner Haut,  
danach den Stahlsamt und das Teppichmuster.  
Das Protoplasmazüngelt urweltlichgrünig  
Tentakel, Lappenschirm und Fadenreits  
und mischt sich selbst zum windmehlden Salat.  
„Wir tan' euch nichts“, krächzt zwar ein Rohenmal,  
„doh wünschd wir von euch bedient zu werden,  
wo's uns behagt und was die Küche bietet.“  
Da tanzt ein Weidhter nah auf unserm Tisch;  
er trüffet das Tuch von seinem Wasserlassen.  
Ein Kleinschneckenlangt ins Eardrunkfaß,  
und schwankt in achtzehn Greifern Sektipokale,  
dieweil sein Kauwerk braunes Beestofak malt,  
das er mit dieser Flut bei bauhdwärts spält.

Ein Hohlvieh saugt sich über alle Schäuseln  
und strudelt Wein und Speise in sein Innern.  
Dort liegt es, sichtbar wie durch Fensterscheiben,  
als widerlicher Mischmasch seines Magens.  
An der Kalfaterung nau, pflückt ein Krebs.  
Sie hängen sich die Shaws und Mützen an  
und meinen Mensch zu sein und kleinen Larven.  
Staubogen tasten über Buch und Zeitung  
und funkeln äußerst selber bei Telegrammen.  
Sie stelsen, schleichen über alle Treppen  
und speicheln sich durch Kautschokon und Kojen.  
Sie knabbern Kekse, Birnen und Bananen  
und schlürfen Kaffee, Cognak, Himbeerbräuse.  
Und faulig sinkt das Schiff voll Unholdtadeln  
nach Algen, Schlamm, nach Fang und Dickkormdünsten  
wie ein Aquarium voll Wogenfauna.  
Die Masten blühen wie Urwaldwunderbäume,  
da Klüppelblumen in die Rauben klettern;  
sie glöhren rot und grün auf Back- und Steuerbord.  
Felsennomern ranken sich ums Steuer.  
Klar Wasser jetzt? Ach nein, ein Bruchteil nur  
der feuchten Herden hocht auf unserm Dampf.  
Die andern starren neidisch auf den Freitisch,  
und immer neu strömen zu der Beute,  
zerquetschen ihre Leiber an den Planken  
und zerrn ringend sich an allen Gliedern,  
sich bedrängend, jagend, schlühend und zerscheidend.  
Und drüben ruft der deutsche Fels: „Wo bleibt ihr? Landet!“

Da kommt ein Wind auf; ein Gewitter funkelt,  
haushohle Flut zerteilt den stoffen Laksaus,  
der uns belagert und in Haß erzieht.  
Ein Sturmwindrogen feigt das Schiffsdock frei.  
Und ich erwache froh auf Helgoland.  
Trank ich zuwade des Groggs? Was qualte mich?

## Eine Frau mit Geist

Von Hans Bauer

„Frauen mit Geist...“, sagte der Apotheker skeptisch. „Es ist eine heikle Sache darum, und da nun einmal das Gespräch darauf gekommen ist, glaube auch ich eine kleine, aber charakteristische Geschichte zum besten geben zu können. Die Sache ist mir mehrere Jahre zurück. Vor zwanzig Jahren vielleicht. Damals, als ich auf Frauen einen begehrenswerteren Eindruck gemacht haben dürfte als heute, und als auch umgekehrt schöne Frauen mich noch stark beunruhigten. Ich machte also damals irgendwann und irgendwo die Gelegenheitsbekanntschaft eines jungen Mädchens. Sie war reizvoll; jedoch vielleicht nicht reizvoller als manches andere junge Mädchen, das ich kennengelernt hatte; wodurch sie sich aber zweifellos vor anderen auszeichnete, das war ihre höhere Intelligenz: sie erwartete sie und strebte jenen Ziel zu, das jungen Männern nun einmal so verheißungsvoll erscheint. Es gibt sehr viele Nuancen, in denen Frauen auf die Liebeswünsche der Männer reagieren. Diese Frau reagierte besonders eigentümlich. Ich bin bereit, ihrem Wunsche zu willfahren“, sagte sie. „Aber der Mann, dem ich gehöre, muß ein Mann sein, dem ich Achtung entgegenbringe, und Achtung entgegenbringen kann ich nur Menschen mit Geist.“

Ich sagte in aller Bescheidenheit, daß ich mich für übertrieben dumme halte. Aber leider könnte man den Geist ja nicht nach Metern und Zentimetern messen. „... Immerhin gebe ich Kritiken, warf meine Partnerin ein. Beispielsweise: Spielen Sie Schach?“ Schach war mein Lieblingspiel, und ich bejahte. „Großartig“, sagte das Fräulein. „Schach ist der geborene Prüfstein des Geistes. Beim Schach kann man nicht mit Ausflüchten kommen und sich nicht auf unglückliche Zufälle und Böswilligkeit der Umwelt herausreden.“

Wir kamen also überein — unsere Unterhaltung fand in einem Kaffeehaus statt — eine Partie Schach zu spielen, und sie ließ erkennen, daß ich im Falle des Gewinnens auf ihre Gunst rechnen könne.

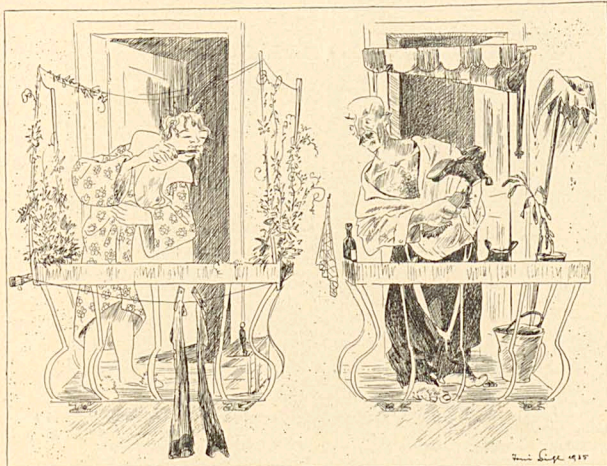
Wir ließen ein Brett bringen. Das Spiel begann. Ich merkte nach den ersten Zügen: sie ist eine starke Spielerin. Es stellte sich dann immer mehr heraus, daß ich ihr, trotz meiner sicherlich vor-handenen Spielkraft, kaum gewachsen war. Ich kam in Bedrängnis. Sie schaute mich mit selbst-zufriedenem Lächeln an. Die Situation war für mich reichlich peinlich. Ein Mann, der einer offensichtlich geistig unterlegen ist, macht ihr gegenüber immer eine komische Figur; um wieviel mehr in diesem außergewöhnlichen Falle, in dem es um einen so seltenen Einsatz ging. Ich machte verzweifelte Versuche, mich aus der Klammerung zu befreien, in die sie mich mit ihren Figuren manövriert hatte. All mein männliches Selbstgefühl empörte sich dagegen, als der Schwächere entlarvt zu werden. Ich riß mein ganzes Schachkönnen zusammen. Es nützte nichts. Der Kordon, den sie um meinen König zog, ward immer enger. Sie bezwungte eine seltsame Spielmethode. Sie kapselte einen Offizier nach dem andern ein. Die Luft fing an, mir auszugehen. Es war eine Art Erstickenstod, dem ich ins Auge sah. Schon sah ich mein klägliches Ende kommen, als ihr ein Fehler unterließ, ein schwerer Fehler, der ihr einen Turm kostete und die Lage mit einem Schlage ausgesprochen zu meinen Gunsten verwandelte.

Ich bot ihr an, den Unglückszug zurückzunehmen. Sie lehnte ab. „Es gehe gegen ihre Schachtheorie, Nachsicht mit sich üben zu lassen. Wer etwas versehen habe, müsse für die Folgen gerade- stehen.“

Das Spiel ging weiter und endete, wie es nunmehr nicht anders enden konnte: ich gewann. In ihrem Gesicht stand ein bitter-süßes Lächeln. Sie nahm die Gebärde eines Menschen an, dem etwas leid tut, der sich aber höchst bereitwillig in sein Mißgeschick fügt. Es lag bei mir, jetzt auf dem Preis zu bestehen.

## Leben ohne Geheimnis

(Toni Blichl)



„So, Herr Wagler, iatz woll'n ma halt sehn, was der neue Tag alles bringt!“ — „Ja mei, i woab's eh scho“, Fräul'n Mizzi — i bin verheirat!“

Er stand mir nach der Vereinbarung zu. Aber wenn nie sonst in meinem Leben, diesmal hätte ich unüberwindliche Hemmungen, fräulein; sagte ich, „Sie haben durch ein Versehen verloren. Es widerstrebt mir, einen Lapsus auszunützen.“ „Einen Lapsus“, sagte sie mit instinktiver Abwehr. „Glauben Sie ernstlich, daß ich nicht konzentriert genug denken kann, um einen so blödsinnigen Zug zu unterlassen.“

Der Apotheker machte eine Pause. „Ich weiß heute noch nicht“, fuhr er dann fort, „ob unter den gegebenen Umständen diese Worte eine Schmeichelei oder eine Herabsetzung für mich bedeuten sollten. Es ist ja auch im Rahmen unseres Problems gleichgültig, wie unsere Affäre nun tatsächlich ausging. Ich wollte nur sagen: Es ist eine merkwürdige Sache um Frauen mit Geist. Er kleidet sie nicht immer, und es ist dann mühevoll genug für sie, ihn zu ignorieren.“

## Zwetschgenzeit

Wie? Du schleichst mit krummen Rücken lenkenallem durchs Herbstfeld? Geh, vernehm die deine Rüden. Laß uns lieber Zwetschgen pflücken, die so blau sind und so mild.

Allerdings — betreffend Milde wird man manchmal übertrafht, wenn man Wirkungen ersehe, die . . . Du bist wohl schon im Wilde, faum daß du davon genascht?

Sieh mal an: motorische Kräfte wachen plötzlich in dir auf. Unverschämliche Gesächste, angetregt durch Pflanzensäfte, zwingen dich zum Dauerlauf.

Natatsfr

## Spiel mit dem Feuer

„Ich meine es ja sooo gut mit dir!“ Dieser Satz kann Schüttelfrost auslösen — auch bei 30 Grad im Schatten.

Wie gut meint es Italien mit Abessinien! Italien, das Land der Kotike ist bereit, Abessinien von seiner Kultur abzugeben. Und — wie komisch — Abessinien will diese Kultur gar nicht haben. Dabei meint es Italien doch „sooo gut“.

Das erinnert mich an einen Streiffl.

Frau Lambrecht hat einen elektrischen Kochherd auf vierundzwanzig Monatsraten; Frau Schultze benutzt noch einen Petroleumkocher, der den Vorzug hat, bezahlt zu sein.

Frau Lambrecht hat das Bedürfnis, Frau Schultze von den Vorzügen dieses Kulturfortschritts zu überzeugen.

Frau Schultze schwört aber auf Petroleum.

Der Konflikt ist da!

Die temperamentvolle Frau Lambrecht meint es „sooo gut“, daß unter ihren beordneten Händen der friedliche Petroleumkocher in tausend Stücke geht.

Die kulturfremde Frau Schultze behält als Erinnerung an diesen historischen Augenblick eine Handvoll Locken der Frau Lambrecht und eine Narbe über dem linken Auge.

Der Streiffl endet mit zwei Neuaufnahmen im Krankenhaus. Die anschließende Erholung wird durch eine Gerichtsverhandlung gefördert; Frau Lambrecht muß die Artrechnung bezahlen, und ihr werden die Kosten des Verfahrens auferlegt. Der Petroleumkocher liegt auf dem Schutthaufen. — Frau Schultze ist heute — Rohkosterlin.

„Ich meine es ja sooo gut!“ — Nur vergibt man leicht:

Woraus du auch kochst, das ist ganz egal; ein Spiel mit dem Feuer ist's allemal!



## Lieber Simplicissimus!

Der katholische Geistliche unseres Dorfes ist streng dahinter her, daß die ihm botmäßige Schuljugend nach Geschlechtern getrennt im Mühlwäldchen badet.

Eines Tages, als sich etliche Kinder, Bubens und Mädchen, froh und munter, wie sie Gott erlauben hat, in dem niederen Wasser tummeln, bricht er unepötzlich aus einem Malsfeld hervor. Alle raffen sich bei seinem Anblick ihre Kleider zusammen und nehmen schleichtest Reißaus. Nur ein Mädchen von etwa fünf Jahren bleibt zurück. Schwer schauend erfragt er der Seelenherte, „Sag mir, Kleine“, fragt er das Kind, „waren es Bubens und Mädchen, die eben gebadet haben?“ „Ei, das was ich mit“, ist die ein wenig verschröckerte Antwort, „sie wäredoch all ausgezo.“

## Kleine Bemerkung

Ein Gewissen ist nicht darnach zu beurteilen, wann es schlägt, sondern wann es nicht schlägt.

## Zeitungs-Ausschnitte

Adressen

Wurfsendungen

Adolf Schustermann

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5511

Druckschriften bitten wir anzufordern!



GESCHMIDT  
BERLIN SO 3  
RUGHESTR. 38

Eine Schöpfung von starker Darstellungskraft, das ist der kleine Roman von **Hans Leip**:

### MISS LIND UND DER MATROSE

Ein Buch von unvergleichlichem Reiz, voll Abenteuerlust und seltsamer Liebe. Dreifarbige Umschlagzeichnung von Otta Gulbransson

kartiert nur RM —.80, Leinen geb. RM 1.60

**Simplicissimus-Verlag, München 13**

**Wörner Kapsel**

Neu konstruiert und  
bestimmungslos  
verwendbar und  
vollständig  
für  
Typographen  
Korrespondenz  
Korrespondenz

Neu konstruiert Kapsel  
CHEMNITZ-KAPSEL

### Unterrichtsanstalten

Techn. Ausbildung aller Fachrichtungen  
für Ingenieure, Techniker u. Werkmeister  
Forschulpe Berlin, Bern u. W. 15, Karlshofen 65

### Männer

erzielen Jugendkraft durch „KOLAN-GITANET“ Wirkung und Tätig verblühend. Kurparking M. 50. — Protokoll gratis. Keine Garantie. Zurückzahlung gesichert. Keine Forderungen bei Nichterfolge.

**Wilhelm Diebold, Stuttgart N 93,**  
Königsstraße 10.

# Der Jäger im In- und Auslande

liebt mit Vorliebe und besonderem Interesse  
die älteste deutsche Jagdzeitung

## „Der Deutsche Jäger“, München



Sie Text und Illustration die besten Mitarbeiter.

„Der Deutsche Jäger“, München, gehört zu den drei Zwangs- und Pflichtorganen der Reichsfachschaft deutscher Jäger. Er veröffentlicht die sämtlichen amtlichen Nachrichten, aus des Reichsverbandes für das Bundeswesen und ebenso die sämtlichen amtlichen Jaggeberichtsangelegen. Er erscheint wöchentlich am Donnerstag in großem Format, reich illustriert. Das Abonnement folgt in Deutschland bei Vierteljahresbetrag RM. 3.75; entsprechende Preise für das Ausland.

Prenummern auf Wunsch kostenfrei.

**S. C. Mayer Verlag, München 2 C**  
Eberhardstraße 11.

### Pariser S-Pulver

Von Bismarcks Tod bis Versailles  
Ein Memoire in ca. 150 Bänden mit  
Text + Preis 70 Pfennig franko.  
Postdruckkosten München 3802

**Simplicissimus-Verlag / München 13**

### Empfehlenswerte Gaststätten

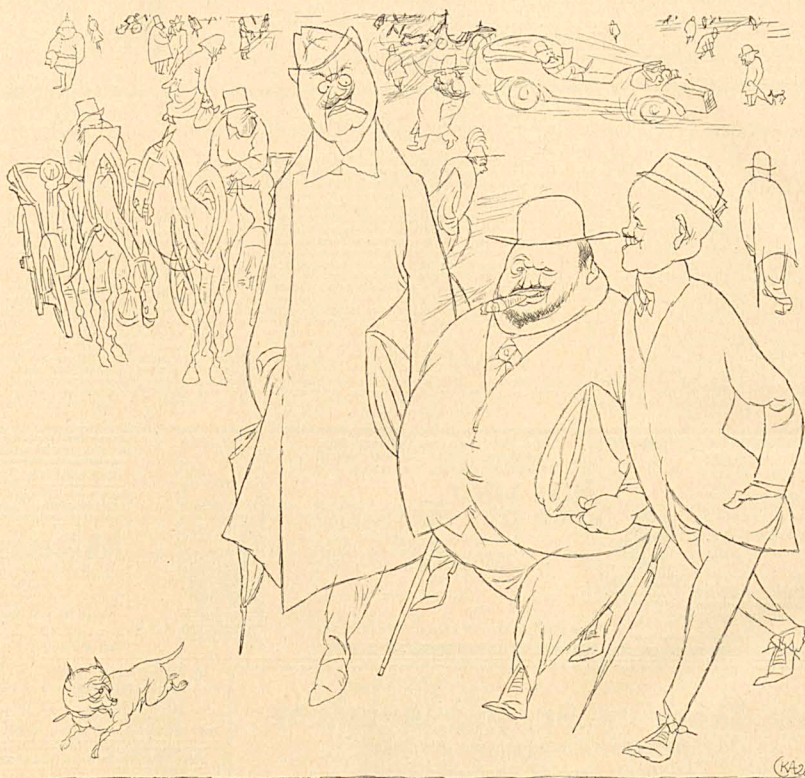
BERLIN:	BERLIN:
<b>Kottler</b> Zum Schwabenwirt Mozartstraße 31 Die original-älteste deutsche Gaststätte	<b>Kottler Zur Linde</b> Marburger Straße 2 s. u. Taubentierstraße Das Berliner Künstler-Lokal

## Deutsche Hotel-Zeitung

### Nürnberg-W

das unabhängige Organ für  
Hotelinhaber u. Fremden-  
verkehr • 39. Jahrgang •  
Verbreitet über ganz  
Deutschland und im Aus-  
land bei Hoteliers, Gast-  
hofinhabern, Cafetiers,  
Sanatoriumen, Pensionen,  
Kur-Anstalten usw.  
Durchschlag, Werbekraft,  
Abonnementpreis: Vier-  
teljährlich für Deutschland  
M. 2.40.  
Inserate: Die 10 gespaltene  
Millimeterzeile 10 Pfennig.

## Der harmlose Zwischenhandel



„Habe keine Ahnung, wie so'n Wellblech aussieht — aber Geschäfte macht man damit, Junge, Junge!“

Entnommen aus:

# Berliner Bilder

## Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farb. Bildern) M. 1.50 einschl. Porto  
u. Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5502



## Fernöstliches

Das ereignete sich im Fernen Osten, der, als Lemberg noch in unserm Besitz war, zu Österreich gehörte.  
Kommt ein Herr in ein Restaurant.  
„Was bedarf es zu sein?“ legt der Kellner die Speisekarte auf den Tisch. „Ein frisches Gansl —“  
„Hm“, meint der Herr, „viel Auswahl haben Sie nicht!“

„Warum sollen wir keine Auswahl haben? . . . Gansl ist da — ein junges Gansl — und ein schöner Rindskamm —“  
„Das ist aber auch alles!“ brummt der hungrige Gast. „Also bringen Sie mir einmal Rindskamm —“  
„Nicht schlecht . . . So ein saftiger Rindskamm . . . Mit Kompoh vielleicht — Kompoh ist gut —“  
„Ja — ja — meinetenweg mit Kompott — aber rasch!“  
Der Kellner schlurft in die Küche, der Herr

wartet, reklamiert, wartet wieder, und endlich reißt ihm die Geduld.  
„Sie, Kellner, was ist mit meinem Rindskamm?“  
„Oj weh“, kratzt sich der Kellner mit der Speisekarte hinter den Ohren. „Der Herr werd doch ein Gansl nehmen müssen!“  
„Erlauben Sie“, fährt der Herr auf, „wozu steht denn der Rindskamm auf der Karte, wenn keiner da ist?“  
Sagt der Kellner höflich: „Ich bitt' Sie — e Restaurant ohne Auswahl?“

## Schöne Äpfel —

(Olaf Guibransson)



— und ein tüchtiger Flurschütz, der sie bewacht.

# Morgengrübeleien

(Jos. Sauer)



„Ich verschede nich, daß de Glohs'd'rbrüdr' imm'r Devis'n schieb'n! 's Einschber'n sinn die ja gewöhnd, ahw'r so Leide griech'n doch Gewiss'nbsisse!“

## Der Grashalm

oder: Der merkwürdige und symbolhafte Tod des Professors Meyer

Vor einiger Zeit erregte der Freitod des Professors Emanuel Meyer gewaltiges Aufsehen, nicht allein durch die seltsame Art der Durchführung, sondern auch durch das Fehlen jeglichen Motivs.

Professor M., der rühmlichst bekannte Naturforscher und Chemiker, war bekanntlich schon in jungen Jahren zu hohen und höchsten wissenschaftlichen Ehren gelangt. Er war Nobelpreisträger und Mitglied der Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften aller Kulturstaaten. Außerdem hatte er sich bekanntlich erst vor kurzem mit einer entzückenden jungen Dame der Gesellschaft verlobt.

Wie man sich entsinnen wird, hatte Meyer seinen Körper durch Einschaltung einer in langwieriger Arbeit ersonnenen und konstruierten Apparatur mit einem Schläge in seine sämtlichen chemischen Bestandteile zerlegt. Das Werk elektrischer und chemischer Wirkungen war so gut gelungen, daß man in seinem Laboratorium feinst säuberlich geschieden in Tiegeln, Retorten und Kolben, in fester, gasförmiger und flüssiger Form alles fand, was von Rechts und Wissenschafts wegen zu dem Körper eines homo sapiens gehört, bis auf den soundsovielten Millionenbruchteil des seltenen Elementes Radium.

Wir sind nun in der Lage, an Hand von neuerdings gefundenen Aufzeichnungen

des Verbliebenen seine Motive aufzuklären. Mit einem Wort: Der ausgezeichnete Gelehrte hatte sein natürliches Gesicht verloren. Er konnte z. B. seine oben erwähnte

Braut nicht mehr ansehen, ohne zu berechnen, wieviel Milligramm Blei sich wohl aus der jungen Dame herstellen ließe. Diese Vorstellungen quälten den Professor unablässig, so daß es nur eines kleinen Anstoßes bedurfte, um ihn zu seiner grauenhaften Selbstentleerung zu treiben. Auf dem Wege zu seinem letzten bahnbrechenden Vortrag über die von ihm endlich erfundenen Todesstrahlen, sah er im Universitätspark einen kleinen Jungen, der einen langen Grashalm in der Hand hatte und sich ansehnend kindlich über das schöne, leuchtende Grün freute. Meyer verstand die Freude nicht. Er wußte: „Die Farbe beruht auf dem Blattgrün, das die und die chemische Formel hat und diese und jene interessante Atomkonstruktion. Darüber hat der Kollege Schulze in Berlin erschöpfend geschrieben.“

Auf einmal kam es Meyer mit erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein: „Ich kann keinen Grashalm mehr sehen!“ Er ging hin, baute seine Todesapparatur und setzte sie in Tätigkeit. Seine Aufzeichnungen schloßen mit den Worten: „Ich kann nicht mehr leben, weil ich keinen Grashalm mehr sehen kann.“ Pessimisten meinen, daß sich schließlich der Tod der gesamten Menschheit nach Ursache und Wirkung in ähnlicher Form abspielen wird wie der Tod des Professors Meyer. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß die Rechnung Meyers doch nicht ganz aufgegangen war. Bei seiner chemisch-elektrischen Zersetzung war ein seltsames Etwas übrig geblieben. Ein bläuliches, gasförmiges Fluidum, das im Laboratorium herangezogen wurde. Man fing es auf. Gewisse Kreise wollten es schon als die Seele identifizieren. Zur Beruhigung der Öffentlichkeit kann jedoch mitgeteilt werden, daß der Schüler Meyers, Professor Schmidt, der den verwaisten Lehrstuhl mit so großem Erfolg betreut, folgendes festgestellt hat: Es handelt sich um ein bisher unbekanntes Element, das zu Ehren des Mannes, der noch durch seinen Tod das menschliche Wissen vermehrt hat, den Namen „Meyrium“ erhalten soll.

## Lieber Simplicissimus!

Ein junger Bauer in Untergrainau im Loischaltale mährt das Gras, das am Weg außerhalb des Wissenszauns wächst. In seiner Nähe steht im tadelloßen Salontieredreß ein Kurgast aus der Berliner Gegend. Ich belausche folgende Unterhaltung:

„Wat machen Se n' d'ä?“

„Ha? ...“

„Wat Se d'ä mähnt?“

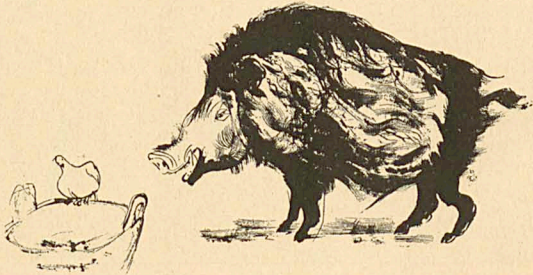
„Noa, Grass!“

Der Berliner hebt ein großes Blatt vom Kerbel auf, der weißblühend die ganze Wiese bedeckt, hält es pendelnd zwischen zwei Fingern und sagt: „Det nennen Se Uras? Na, ich danke!“

„Sö brauchen's joa net z' fresse, d'ö andern Ochsen werden's scho möge!“

Als der also Abgefährt' an mir vorbeikommt, sagt er: „Nervös sind die Leute hier ...“

(J. Hegenbarth)



## Schwäbisches

Lina, die frühere Hausgehilfin vom Herrn Stadtschultheiß X., wird bei Gericht über ihre, von bösen Zungen behaupteten guten Beziehungen zu ihrem ehemaligen Brotherrn ausgehört. Der Amtsrichter fragt: „Lina, was hat denn der Herr Stadtschultheiß mit Ihnen ghabt?“ Da rückt die Lina endlich mit der Sprache raus und sagt: „Ha, no, auf de Hintere hot er me tätschlet, und was die Mannbilder halt sonst no dondt!“

In einem Allgäuzüge fahren zwei Frauen vom Markt aus der Stadt nach Hause. Vorausschauend werden die Sorgen im kommenden Winter begutachtet. Abschließend stellt die eine fest: „Onsar Herrgott hat no kein verrecka laun; bei de Preißa doba jo scho, aber bei ons Honda it!“

Dem Waldarbeiter U., der eine zahlreiche Familie hat, fällt sein jüngerer Bub in den Bach. Der kleine Mann kann nach einstündigen Belebungsversuchen wieder zum Leben gebracht werden. Am Samstag darauf wird der Unglücksfall in der Dorfwirtschaft besprochen. Der Vater U., der dabei sitzt, beteiligt sich nicht am Gespräch. Zuletzt verrät er aber sein Innenleben mit den Worten: „Er hätt mi scho schtark g'reut, der Schorsch!“ Der Schorsch! aber scheint in puncto Gefühlslithetik von seinem Vater her erblich belastet zu sein. Als er von einem Sommerfrischler gefragt wurde, wo denn sein Schwesterchen sei, das er im vorigen Sommer bekommen habe, sagte er: „Des isch ons über de Winter hinwora!“

## Lieber Simplicissimus!

Sedlmayr ist Kohlenhändler „en gros“. Er empfängt und verschickt seine Ladungen teils direkt mit der Eisenbahn, teils im kombinierten Bahn-Wasserverkehr über die Rhein- und Mainhäfen. Ein Geschäftsfreund macht ihn darauf aufmerksam, daß die Reichsbahn für Sendungen der letzteren Art unter bestimmten Voraussetzungen eine Frachtermäßigung gewährt. Man müsse nur einen Schein ausfüllen, alles Nähere stünde im Tarif. Sedlmayr kauft sich den Tarif und liest: „Der Ausnahmetarif wird nur dann gewährt, wenn sich der Verkäufer selbst oder für ihn ein anderer nach dem Wortlaut der nachstehend im Abschnitt C wiedergegebenen Verpflichtungserklärung der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft — vertreten durch die Reichsbahndirektion Köln — gegenüber verpflichtet hat, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes mindestens die gleichen Mengen Kohlen, Koks und Brikette zwecks Weiterbeförderung auf dem Wasserwege nach dem im Abschnitt IV genannten Häfen auf einer deutschen Eisenbahn nach einem Binnenrheinfaß zu verfrachten, die innerhalb des gleichen Zeitraumes von den im Abschnitt IV genannten Häfen mit der Reichsbahn abzuführen werden.“ Sedlmayr ist ein biedler Kohlenhändler. Er liest noch einmal. Er liest zum dritten- und viertennmal. Dann wischt er sich den Schweiß von der Stirn — und verzichtet.

## Der Komponist

Woll es wieder Sommer war, ging der Komponist wieder in seine geliebten bayerischen Berge. Beim Bäcker Baptist Berger nahm er Quartier.

„Was seids denn Os dahoam?“

„Komponist.“

„Han?“

„Komponist.“

„Ja so — na alsdann gehts ja — was is denn des — Komponist?“

„Ich schreibe Lieder und Märsche.“

„Die was ma pfeifen kann?“

„Ja.“

„Geh'ts Euch wohl manchmal hart an, das Komponieren, han?“

Der große Musiker lächelte: „Das ist nicht so schlimm, Bergerbäck, ma trinkt ein gutes Glaserl Wein und da fällt einem schon was ein.“



## Am Abend in der Welt

Am den Abenden werden Lichter in der Welt,  
damit Einfame wissen, daß sie einsam sind,  
damit sie wissen, daß niemand sie hält,  
daß über sie räuberisch fällt: Wind.

Am den Abenden werden Lichter in der Welt,  
damit die ju zweit wissen, daß sie nicht verloren sind,  
damit sie wissen, daß sie ju zweit,  
daß alles sie hält,  
daß über sie wunderbar wie Regen fällt: Wind.

Walter Bauer

„Aaha — naja — muß ja alles seins haben, was herkimmt —“

Aber dem Bergerbäck ließ die Unterredung keine Ruhe. Ihm fiel nichts ein. Auch nach seinem Wein konnte, mußte er doch auch können. Lange dachte er darüber nach. Bis es Winter wurde. Bis die Fremden wieder heimgingen und die Arbeit rar war. Da setzte sich der Berger eines Tages ins Wirtshaus, bestellte ein Glas Wein und wartete, daß ihm eine schöne Musik einfiel. Aber ihm fiel nichts ein. Auch nach dem zweiten und dem dritten Glas nicht. Er trank weiter. Und so geschah es, daß der Bergerbäck wohl nicht zu einem musikalischen Einfall, wohl aber zu einem Mordsrausch kam. Nach Mitternacht wankte er heim, kaum trugen ihn seine Beine, nein, so einen Mordsrausch, so einen hundsviechschönen hatte er sein Letzttag noch nicht gehabt. Ja, ja, des

Komponieren! Und während er so denkt und vorwärtswankt, stößt er plötzlich mit einem anderen Betrunkenen zusammen. Krachbum, liegen beide auf der Straße. „Ja, gibts denn des nacher a, der Schuasterfranzl!“ sagt da unser Baptist verwundert, „hast vielleicht a komponiert, han?“

## Kleine Bemerkungen

Da einen streben darnach, gut zu sein; die andern begnügen sich damit, gute Referenzen zu haben.

Für den geistigen Spülicht sind immer noch keine brauchbaren Kläranlagen erfunden.

# Im Kampf um Abessinien

(E. Schilling)



„Maledetto! Und ich glaubte an die Jungfräulichkeit Abessinians!“